

Die Zeitschrift

Nr. 13

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Bernt Lie.

(Fortsetzung.)

Als Dagny am Morgen hereinkam, fand sie Kasper am Tisch vor der brennenden Lampe. Er hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schlief. Die Feder hielt er noch in der Hand.

Jetzt erwachte er und hob sein übermüdetes Gesicht zu ihr empor.

Sie stand an der Tür mit zusammengepressten Lippen. Endlich sagte sie höhnisch: „Daß Du überhaupt noch heimkommst, Kasper!“

„Ich habe schon eine Zeitlang hier geschlafen, Liebste.“

„Könntest Du Dir nicht ebensogut im Klub ein Schlafzimmer einrichten lassen?“

„Sprich nicht so, Dagny.“

„So willst Du also nicht einmal mehr den Schein aufrecht erhalten, daß Du hier zu Hause bist?“

„Dagny.“

„Ich würde es auch wohl kaum mehr ertragen.“

Er faßte sich mit beiden Händen nach dem Kopf und sagte:

„Es tut mir wohl, das zu hören, Dagny.“

„Aber mir nicht es zu sagen, Kasper.“

Sie ging ein paar Schritte zurück, so daß sie ihm gegenüber am Tisch stand.

„Und ich sage es auch nicht, damit es Dir wohl tun soll, aber Du hast mich jetzt so lange und so tief gekränkt, daß ich kalt dagegen geworden bin. Ganz kalt. Du mußt wissen, Kasper, daß ich das jetzt nicht mehr will. Du magst ja fortfahren, mit Dir selbst umzugehen, wie Du es gut findest. -- Du sagst mir ja auch jeden Tag, daß ich Dir nichts mehr bin.“

„Dagny.“

„Ah -- glaubst Du etwa, daß dieses Spiel so weiter gehen kann? Daß Du mir die grausamsten Worte sagst und mich dann wieder um Verzeihung bittest, um sie ungesagt zu machen? Glaubst Du, daß ich diese Erbarmlichkeit mit Dir teilen kann? Glaubst Du, daß meine Gefühle ebenso billig sind wie Deine? Glaubst Du, ich lasse mich noch länger behandeln wie einen Hund, den man erst schlägt und dann wieder streichelt, um ihn zu beruhigen? Du hast ein Spiel getrieben, das ernster war, als Du selbst glaubtest. Du hast mir das Leben verächtlich gemacht, mir ein Hundeleben zugemutet. Aber ich bin ein freier Mensch. Wenn es mir auch so vorkommt, als ob Du mir viel von meiner Selbstachtung genommen hast, so bin ich doch noch nicht ganz fertig damit.“

Er saß zurückgelehnt in seinem Stuhl und hörte ihr mit ruhigem, gedankenvollem und traurigem Blick zu.

„Du sagtest mir neulich, daß ich Dir das Leben zur Qual mache. Ich hätte Deine Mutter aus dem Hause verschleudert und Dir Schwierigkeiten gemacht, wenn Du Deine Freunde und Deine Vergnügungen aufsuchen willst. Ich werde Dir jetzt nicht länger im Wege stehen, Kasper. Du sollst Dir von jetzt an Dein Leben selbst einrichten -- ohne mich.“



Ein Osterstrauß.

Eine Zeitlang stand sie da und sah ihn mit brennenden Augen an. In ihr wogte und arbeitete es. Aber dann stiegen ihr Tränen in die Augen, sie war nahe daran, in Schluchzen auszubrechen. Und nun wandte sie sich jäh ab und ging hinaus.

Kasper Bugge blieb allein. Das Mädchen kam mit dem Frühstück. Er stürzte eine Tasse Kaffee hinunter und ging dann in das Badezimmer, kleidete sich aus und nahm eine kalte Dusche.

Nach einiger Zeit kam er wieder in das Zimmer. Er suchte überall nach Dagny. Schließlich fragte er das Mädchen.

Die gnädige Frau wäre vor einiger Zeit ausgegangen und hätte gesagt, vor Mittag würde sie wohl nicht nach Hause kommen.

Eine halbe Stunde lang ging er durch alle Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen und nickte mit dem Kopf.

Ja, es war wohl am besten so. Er wollte Dagny schriftlich Lebewohl sagen und dann fortgehen ohne sie wiederzusehen.

Er beorderte seinen Handkoffer und packte ihn wie für eine seiner kleinen Geschäftsreisen.

Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb an Dagny.

Als er fertig war, ging es auf Mittag. Er steckte den Brief in ein Stübert und adressierte ihn. Dann saß er lange da, das Kinn in beide Hände gestützt und sah vor sich hin.

Endlich raffte er sich auf und ging in das Kinderzimmer. Es war ganz still darin, die Kleine schlief und das Mädchen saß am Fenster und nähte. Er schickte sie hinaus und ging auf das kleine Bett zu.

Die Kleine schlief so schön. Sie hatte zwei Finger im Mund und ihre Waden glühten wie zwei rote Rosen.

Er beugte sich nieder, zog vorsichtig die kleinen Finger aus dem Mund und küßte sie.

Da schlug sie die Augen auf, zwei große, himmelblaue, hellwache Augen und lächelte ihn an.

Dann setzte sie sich im Bett auf und rieb sich die Augen.

„Vater, Tulla nicht mehr müde.“

Er nahm sie auf und setzte sie auf seine Knie.

„Vater, Tulla hat keine Schuh an.“

Er zog ihr die Schuh an und knöpfte sie mit vieler Mühe zu. Sie lachte und plauderte. Dann plötzlich sah sie ihn ganz ernst an:

„Ist Vater so traurig?“

Die Tränen ließen ihn aus den Augen.

„O nein, Vater hat seine Tulla mir so lieb. Bist Du Vater auch ein bißchen gut?“

Sie krabbelte voller Eifer an ihm empor, so daß sie in seinem Schoß stand. Dann legte sie beide Arme um seinen Hals und presste ihre weiche, warme Wange gegen sein Gesicht.

Er umfaßte sie und drückte sie mit beiden Armen an sich. Dann brach er in gewaltames Weinen aus. Die Kleine faßte ihn um den Nacken und sah ihn erschrocken an.

„Vater!“ rief sie, „Vater! Vater muß nicht so gräßlich weinen,“ und dann fing sie an laut zu schreien.

Er nahm sich mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung zusammen, lächelte ihr zu, streichelte und klopfte sie, bis sie sich wieder beruhigte und anfing zu plaudern — mit einer Träne auf jeder Wacke.

„Ja ja, Vater muß jetzt fortgehen.“

„Wohin muß Vater?“

„Vater muß verreisen.“

„Aber dann kommt Vater wieder zu Tulla und zu Mutter und zu Dadda und zu Sistine und zur Wiezefage und zu Tulla kommt Vater wieder — wieder.“

„Ja, das tut er, Kleiner Liebling, das tut Vater ganz gewiß.“

Der Wagen mit seinem Koffer stand draußen vor der Treppe.

„Fahr den unteren Weg, Johann,“ sagte er beim Einsteigen.

Es war ein Umweg, aber er würde Dagny dort nicht begegnen.

Dagny hatte eine schlaflose Nacht hinter sich.

Die Stunden mit Andreas Neerdrum am Abend hatten so viele Erinnerungen in ihr wachgerufen an bessere Zeiten — an das erste Jahr ihrer Ehe und noch früher, ehe Kasper Bugge heimgekommen war, die Abende in ihres Vaters Zimmer auf Mjell. Bittere und wehmütige Gedanken jählichten den Schlaf von ihren Augen. Und während die Nacht so hinging, fing sie an, sich zu wundern, daß Kasper nicht kam. Sie pflegte sonst nicht auf ihn zu warten. Aber heute blieb er weit über die gewohnte Zeit hinaus.

So verfloß eine Stunde nach der anderen. Er kam nicht. Und während ihre Gedanken rastlos arbeiteten, legte die Bitterkeit gegen ihn sich immer eifriger um ihr Herz.

Als sie gegen Morgen einschlief, war er immer noch nicht da. Und als sie aufwachte, stand sein Bett unberührt da. Und dann fand sie ihn drinnen an seinem Schreibtisch. —

Mit raschen, festen Schritten ging sie auf die Stadt zu.

Jetzt mußte es ein Ende nehmen.

Nach langem Nachdenken und Grübeln war sie zu dem Resultat gekommen, mit jemand über die Sache zu sprechen. Sie brauchte sich nicht zu beraten über das, was sie tun wollte, aber über die Art und Weise, wie das geschehen sollte, denn es war ja auch die Frage wegen der Kleinen.

Sie ging in Gedanken ihren ganzen Bekanntenkreis durch. Mit ihrem Vater konnte sie nicht sprechen. Mit Frau Bugge auch nicht. Und Freundinnen — sie hatte keine. Es blieb also nur Andreas Neerdrum, Kaspers Freund und ihr eigener.

Und zu ihm wollte sie jetzt gehen. Sie ging zuerst nach der Schule. Aber er hatte seine Morgenlektionen schon gegeben und war dann heimgegangen.

So ging sie also nach der Stadt.

Menschen, Wagen, Pferde — das ganze Stadtleben glitt an ihr vorüber wie in weiter Ferne. Sie merkte es nicht einmal, wenn jemand sie grüßte.

Andreas Neerdrum saß in seinem Arbeitszimmer. Er fuhr überrascht empor und wollte sie in sein Wohnzimmer führen. Hier war es voller Tabaksqualm und noch nicht aufgeräumt.

„Nein, danke, ich will lieber hierbleiben. Es ist so warm und so still hier.“

„Was für milde Winde haben Dich denn zu mir hergeführt?“

„Ach, Andreas, es sind keine milden Winde. Ich bin gekommen, um sehr ernste Dinge mit Dir zu besprechen.“

Er schob ihr seinen großen Lehnstuhl zurecht und setzte sich ihr gegenüber.

Sie legte den Kopf in beide Hände und blieb eine Zeitlang so sitzen. Dann nahm sie ihr Taschentuch und trocknete sich die Augen.

„Dagny,“ sagte er ganz erschrocken.

„Du mußt Dich nicht darüber wundern, es ist mir etwas — Uebermüdung.“

Aber die Gesichtsbewegung überwältigte sie und sie weinte immer heftiger. Er sprang auf, dann stand er neben ihr und strich ihr ganz behutsam und bestürzt über die Schultern.

Sie hielt mit der einen Hand das Taschentuch vors Gesicht und schluchzte laut.

Dann setzte er sich wieder dicht neben sie, nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie. Das Schluchzen beruhigte sich wieder und sie jammerte nur noch leise vor sich hin.

„Es wird Dir gut tun, Dagny, Dich auszuweinen. Du arme Kleine, weine nur, damit Du wieder zur Ruhe kommst.“

Sie trocknete sich die Augen und atmete tief auf. Endlich sagte sie und dabei sah sie über ihn weg: „Ich will mich von Kasper scheiden lassen.“

Er sagte nichts, sondern nickte nur ernst.

„Ich kann nicht mehr so weiterleben. Es ist unendlich viel schlimmer gewesen, als Du oder irgend jemand sonst geahnt hat. Und ich komme zu Dir, Andreas, weil Du mein einziger Freund bist.“

„Hab Dank, Dagny.“

„Siehst Du, ich bin so verwirrt, so völlig verwirrt. Es kommt mir vor, als ob ich mich verirrt hätte und nicht wieder heimfinden könnte. Und deshalb muß ich mit jemand sprechen, von dem ich weiß, daß er mein Freund ist — mit jemand, der — der ein normaler Mensch ist, der mich kennt und von denselben normalen Voraussetzungen ausgeht wie ich. Ich muß mit jemand sprechen, von dem ich weiß, daß er ebenso bestürzt und entsetzt sein wird wie ich selbst über das, was ich mit angesehen und erlebt habe. Und der auch ihn kennt.“ —

Beide schwiegen lange. Als sie nichts mehr sagte, stand Andreas Neerdrum schließlich auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Dagny,“ sagte er, „wenn es denn wirklich so weit gekommen ist, daß Du diesen Entschluß gefaßt hast, von dem Du mir sagtest, so kann ich jetzt ja auch mit Dir reden, wie ich es schon lange gern getan hätte. Ich glaube auch, es wird besser für Dich sein, mir zuzuhören, wie Dich selbst mit Sprechen zu quälen. Siehst Du, ich weiß es ja — alles. Habe es schon lange gewußt, ja, ich möchte fast sagen, von der ersten Stunde an. Und jetzt, gestern Abend sah ich das Ganze plötzlich in so grellem Licht vor mir und es wurde mir so entsetzlich klar, daß ich recht gehabt hatte, daß Du zu diesem Entschluß kommen mußt. Es war schlimmer gewesen, als ich bis gestern Abend geahnt hatte. Du brauchst mir jetzt nichts mehr zu erzählen, ich weiß alles, auch das Schlimmste.“

Er trat auf sie zu und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Darf ich jetzt frei und offen mit Dir reden, Dagny? Ueber alles?“

Sie blickte zu ihm auf und sah ihm in die Augen.

„Hab Dank, Andreas. Wenn ich nur Deine Stimme höre, Deine Nähe fühle, so weiß ich, daß ich den rechten Weg gegangen bin — zu Dir.“

Er erwiderte ihren Blick tief und warm. Dann begann er wieder:

„Ich habe nie in meinem Leben etwas so Ueberwältigendes gesehen wie Kasper — etwas so Siegendes, Gewinnendes. Ich habe ihn seinerzeit ja so lieb gehabt — ihn angebetet wie einen Gott — blind — fanatisch. Und weißt Du, im Zusammenleben mit ihm war es so, daß er einem nie Zeit ließ, darüber nachzudenken, woher es kam. Er war wie ein unaufhörliches Feuerwerk, strahlend und blendend. Man konnte die Augen nicht davon abwenden und hatte keinen Blick mehr übrig für sich selbst, keine Zeit zum Nachdenken oder Ueberlegen. So reich, so unermesslich reich, geradezu überwältigend war er, daß man — ich weiß es nicht anders aus-

zudrücken — ihn in sich aufnahm wie ein Phänomen. Jedesmal war es wieder etwas Neues. Verstehst Du, was ich meine?“

Sie nickte langsam.

„Ja, so war es. Wenn ich jetzt, als er wachsender Mann darüber nachdenkt, was mich all diese Jahre hindurch so an Kasper gefesselt hat, so bin ich mir selbst nicht ganz klar darüber. Ich fühle mich versucht, zu sagen, daß er immer und unaufhörlich meine Augenlust zu sättigen wußte. Wirklichen seelischen Inhalt kann ich nicht darin finden, mußst Du wissen. Es war nur die knabenhafte Bewunderung für seine Kühnheit und seinen Wagemut.“

Und nun — in späteren Jahren bin ich mir ja noch nie so klar darüber gewesen wie jetzt, was mich an ihm festgehalten hat, seit er wieder heimgekommen ist; seit wir uns als erwachsene Männer wiedersehen — das warst Du, Dagny.“

Er sagte das in gedämpftem Ton wie eine Entschuldigung.

„Die Sache ist die, daß Kasper im innersten Grunde keine wirklich tiefe Natur ist. Ja, und nun muß ich das Schlimmste aussprechen, Dagny, er ist im Grunde keine feine Natur.“

Er hielt inne und sah sie an. Diesmal nickte sie nicht. Aber ihr Blick sagte ihm, daß sie aufmerksam zuhörte.

„Kasper hat so etwas von einer unfeinvierten und unkulturbaren Naturkraft. Es ist gleichsam keine Entwicklung in ihm, kein Zusammenhang wie in uns anderen. Sein ganzes Wesen ist eine seltsame, tiefe Mastlosigkeit. Er lebt nicht wie wir anderen mit einem bestimmten Glücksziel vor sich, über das wir uns freuen, wenn wir es erreicht haben, in dem wir uns einmisten und ausruhen. Ich möchte sagen, er lebt, um noch mehr zu leben — nur leben, leben. Und was bedeutet denn eigentlich „leben“? Ein Mittel, aber doch kein Ziel. Ja, er ist wie ein Schiff, das ohne Bestimmungsort herumsegelt, einzig und allein, um auf dem Meere zu schwimmen. Aber mit einem solchen Charakter kann man nicht in ein festes Verhältnis fürs ganze Leben treten, wie es die Ehe ist, Dagny.“

Er blieb wieder stehen, dicht neben ihr.

„Jedenfalls kannst Du es nicht, Dagny. Du hast dasselbe Schicksal mit ihm gehabt, das ich selbst, wenn auch in abgeschwächtem Maßstab, in meinem früheren Verhältnis zu ihm erfahren habe. Du liebst Dich erobert, überwältigt. Und nun sitzt Du ganz verwirrt und bestürzt da, wie Du mir selbst sagtest und kannst keinen Sinn in diesem Leben finden, das Du mit ihm gelebt hast. Du bist zu mir gekommen, nur um einmal wieder eine menschliche Stimme zu hören.“

Während er so sprach, dachte Dagny darüber nach, wie gut Andreas Kasper kannte und wie er ihn studiert hatte, wie neu ihr das alles war, was er da sagte — und wie wenig sie selbst Kasper studiert hatte. Als er jetzt wieder inne hielt und auf ihre Zustimmung wartete, sagte sie kein Wort. Ihre Gedanken arbeiteten und sie konnte nicht so schnell zu einem Resultat gelangen. Sie konnte weder ja noch nein sagen.

In raschen, flüchtigen Bildern tauchten alle möglichen Erinnerungen vor ihr auf aus ihrem Zusammenleben mit Kasper — Eindrücke, Worte — die sich mit Andreas Erklärung nicht zusammenreimten.

Und gleichzeitig kam eine Art Unbehagen über sie, daß sie hier saß und ihn über Kasper sprechen hörte wie über irgend jemand, der ihr selbst fremd war.

„Und weißt Du, Dagny,“ fuhr er langsam fort, „der größte Mangel bei Kasper, der Schlüssel zu all dem Sonderbaren, das wir an ihm sehen, ist, daß er eigentlich gar nicht imstande ist zu lieben.“

Die Odyssee des Propheten Mansour.

Von I. Wiele.

In diesen Tagen, in denen so viel von der panislamitischen Bewegung die Rede ist, dürfte die Schilderung der wenig bekannten abenteuerlichen Schicksale und der Rolle, die ein Vater, Jean Baptista Voetti, vom Orden der Predigerbrüder, als Reformator des Islams und als Führer großer Heere im Dienste der Verbreitung der muslimänischen Religion zu Ende des 18. Jahrhunderts gespielt hat, um so mehr von Interesse sein, als gerade diese Erfolge des Propheten Mansour den Beweis liefern, daß die Werbekraft des Islams auch heute noch unter einem energischen, zielbewußten Führer ihre faszinierende Wirkung ausüben würde.

Jean Baptista Voetti ist am 2. Juni 1743 in Piazzano als das dritte Kind des Notars Spirito Parthenio Voetti geboren. Im fünfzehnten Jahre schickte der Vater den Knaben, der bis dahin von der Brutalität einer Stiefmutter viel zu leiden gehabt hatte, zum Studium der Medizin nach Turin. Sehr bald aber begannen die abenteuerlichen Züge Baptistas, die ihn durch eine ganze Anzahl von Ländern Europas führten und schließlich mit dem Eintritt in ein Dominikanerkloster zu Ravenna endeten. Fünf Jahre lang blieb er im Kloster; dann aber gab man seinen Wünschen, ihn nach dem Orient als Missionar zu schicken, nach. Nach mancherlei Abenteuern, unter denen die Liebe nicht die geringste Rolle spielte, gelangte er endlich an den Ort seiner Bestimmung, nach Mossul. Aber sein Aufenthalt daselbst sollte nicht allzu lange dauern; denn obwohl er sich die Gunst des Paschas durch seine ärztlichen Künste erwarb, so mußte er doch bald, nachdem er von der Bevölkerung in Mossul ordentlich verprügelt worden war, die Stadt verlassen. Außerdem zog er sich wegen seines unruhigen Charakters und seiner Intoleranz in Ausübung seiner Mission den päpstlichen Bannfluch zu. Seine Absicht, sich in Person zu seiner Verteidigung nach Rom zu begeben, wurde durch einen Befehl seines Ordensgenerals vereitelt, der ihm die Rückkehr ins Kloster befahl. Voetti wußte sehr wohl, daß ihn schon an der Tür des Klosters die neuschwänzige Stabe, die Tortur und wie die übrigen lieblichen klösterlichen „Zuchtmittel“ heißen mögen, erwarteten. Er floh nach Konstantinopel, und, als er auch hier, vom Bannfluche betroffen, durch einen französischen Gesandten verhaftet werden sollte, nach Demikau.

Hier eröffnete er unter dem Namen eines Doktors Bassis eine Apotheke mit Konsultationskabinett. Während er auf Freundschaft wartet, lernt er das Türkische und Persische, das er fast ebenso leicht spricht wie das Griechische und Arabische. Wieder lächelt ihm das Glück, indem sein Ruf als geschickter Arzt nach Konstantinopel dringt. Hosgi-Effendi, Sekretär des Sultans Mustafa, nimmt ihn in seinen Palast auf. Das eigentümliche ist, daß dieser „Arzt gegen seinen Willen“ die Frau eines Stammherrn des Sultans heißt, die von allen anderen Ärzten aufgegeben war. Voetti erhält reiche Geschenke und eine gepickte Börse. Sofort nimmt er die fixe Idee wieder auf, nach Asien zurückzukehren. Die Nestorianer und der nichtswürdige Pascha in Mossul sollen nicht immer triumphieren! Die Tore Mossuls, die sich für den bescheidenen Missionar geschlossen haben, sollen sich weit öffnen vor dem mächtigen Chef, der alle Gewalt in sich vereinigt. Papst, Sultan, Zar? Je nach den Umständen wird er es werden. Vorläufig ist er überzeugt, daß ein

Mühsner, der sich als Nachkomme Mohammeds der unmissenden und abergläubischen Bevölkerung Asiens vorstellt, blinden Gehorsam finden wird.

Das ist der Stein zu dem kühnen Projekte Voettis! Ihm wird er von jetzt ab seine ganze Zeit widmen; er wird weder Mühe noch Umwege scheuen; von neuem wird er Asien und Persien durchqueren, um Festungspläne auszufundamentieren, die strategischen Punkte zu studieren, wertvolle Freundschaften abzuschließen; er wird ganz Europa durchreisen, um Waffen- und Munitionsmärkte zu besuchen. Voetti, dieser improvisierte Ingenieur, trifft seine Dispositionen so vorzüglich, kalkuliert so richtig, daß er, als er an das Werk geht, jene furchtbaren Festungen nacheinander eliminiert: Stars, Erzerum, die 1877 der russischen Armee so große Anstrengungen kosten sollten.

Von Konstantinopel begibt er sich nach Trapezunt, studiert eingehend die Befestigungen und nimmt die Pläne des Hafens und der vorgelagerten Forts mit. Von dort geht er nach Erzerum, der Hauptstadt Armeniens, dem Knotenpunkt der Straßen des Kaukasus, Kleinasien und Mesopotamiens. Er durchquert Armenien, diesen großen Kirchhof Asiens, den die Russen, Türken und Perser periodisch mit ihrem Blute benehen. Allenthalben nimmt er Pläne mit sich und studiert die Wege und Brücken. In Tiflis ruht der Abenteurer einige Monate aus und „bringt seine Börse auf den Damm“, indem er als Arzt praktiziert. Als seine Gesundheit und seine Finanzen wiederhergestellt sind, denkt er daran, daß seine zukünftigen Operationen ihn bis Persien bringen könnten; er reist also nach Erivan ab, der Residenz des Katholikos, des obersten Patriarchen der gregorianischen Armenier. Nachdem er den Berg Ararat erstiegen, geht er über Waku und Verbent bis nach Susa, der ehemaligen Hauptstadt der Könige von Persien. Groß war die Enttäuschung des Reisenden, der vielleicht von der Pracht des Hofes des Darius träumte. „Gold, Silber, Elfenbein sind verschwunden, Trümmer und wieder Trümmer, das ist das moderne Susa.“ Schnell eilt er durch Teheran und gelangt endlich nach Bassora, der äußersten Festung des osmanischen Reiches. Bestienzerfüllte Sümpfe haben diese große Stadt zu einer Wüste gemacht, wo einige Tausend Einwohner den vergeblichen Kampf gegen das Fieber kämpfen. Der Anblick war so beklagenswert, daß er die Seele Voettis mit Trauer erfüllte. „Er legte den Schwur ab, daß Bassora blühend aus den Sümpfen erstehen solle, wenn er Herr dieser Gegend werden würde.“ Auch hier nahm er den Plan mit sich und reiste nach Bagdad. Hier besuchte er die Ruinen als Ingenieur und nicht als Philosoph. „Unglückliches Bagdad,“ sagen die Memoiren, „du könntest die Metropole des Orients, der Handelsmittelpunkt Persiens und Indiens sein. Du liegst traurig und verwahrlost da, unfähig, den Handel an dich zu reißen, weil es dir an sicheren und guten Wegen fehlt; du liegst im Todeskampfe, erdroffelt von den Nomadenstämmen, die ungestraft die Karawanen unter deinen Mauern plündern. Um das Unglück voll zu machen, bringen die Kaufleute Persiens dir alle Jahre die Pest, während der Tigris und Euphrat dich mit ihren Wassern bedecken.“ Die Topographie der Umgegend und der Plan der Festung hielten Voetti ziemlich lange in Bagdad zurück. Während seines Aufenthaltes las er mehrmals den Koran, so daß er ihn bald auswendig wußte — eine undankbare, aber für den zukünftigen Reformator des Islams unbedingt notwendige Arbeit. Um dann den Islam noch gründlicher kennen zu lernen, begab er sich nach Damaskus. Wenige Reisende haben es gewagt, diesen Marsch von einem

Monat durch die Wüste Arabiens zu unternehmen. Der Aga der Heibeds nahm Voetti, der sich als ein Wekkapilger ausgab, gefangen und ließ ihn erst gegen Zahlung einer Summe frei. In Damaskus wimmelte es von Pilgern, und der Reisende konnte unbemerkt in diesem Gedränge von Fremden sich bewegen. Mit Leichtigkeit zeichnete er die Pläne der Stadt und der Festung aus, aber als er unvorsichtigerweise seine Erkursion um die Unavallungsmauer fortsetzte, erregte er den Verdacht der türkischen Offiziere, die ihn für einen russischen Spion hielten und ihn dem Pascha denunzierten. Auf Befragen antwortete er, daß er kein Russe, sondern Italiener, Untertan des Königs von Sardinien, sei und daß er zu seinem Veranlassen und seiner Belehrung reise. Man glaubte ihm nicht und beschloß, ihn nach Konstantinopel zu schicken. Mit Ketten an den Füßen transportierte man ihn nach Beirut. Von da brachte man ihn nach Konstantinopel, wo er in Freiheit gesetzt wurde.

Hierauf betrat er wieder heimathlichen Boden, ging nach Rom, dann über Triest nach Wien, wo ihn ein Brief seines Ordensgenerals trifft, in dem ihm volle Verzeihung und Amnestie gewährt wird. Voetti legt tatsächlich die Dominikanerkutte wieder an und begibt sich in ein Kloster, wo er sich der mönchischen Disziplin beugt. Seine Predigten machten ihn bald zum Lieblinge der Bevölkerung, so daß er den Neid seiner Brüder erregt; Priesterhass verzeiht nie. Nach jeder Predigt fehl es Madelstiche und Anfeindungen. Eines Tages sagte Vater Prior, als Voetti die Kanzel besteigen wollte, in eisigem Tone: „Eure Predigt riecht nach Häresie!“ Das Wort war kaum gefallen, als Voetti dem Verleumder an die Gurgel fuhr. Wenn nicht die Brüder sich auf ihn gestürzt hätten, hätte der Prior seine letzte Messe gelesen. In der Nacht kletterte Voetti über die Klostermauern und rettete sich, da sein Leben in Gefahr war, nach Nizza.

Von da ging er nach Spanien; aber der Boden der Inquisition brannte unter seinen Füßen. Ohne zu warten, begab er sich von Nadiß nach London und Hamburg. Überall besuchte er die Arsenalen, Geschützgießereien, Waffenhandlungen, überall schloß er vorläufige Ankäufe ab und ging dann nach Petersburg. Von dort bittet er in einem Briefe an den General der Dominikaner, ihm die Befolgung als Weltgeistlicher zu schicken. Der Superior würdigt ihn keiner Antwort. Der Würfel ist gefallen. Voetti erwirkt eine Audienz bei dem Fürsten Potemkin, dem er seinen Plan auseinandersetzt: Die Völkerschaften Kleinasien im Namen Mohammeds zum Aufstand zu bringen und mit ihnen nach Konstantinopel zu ziehen; die reife Frucht würde von selbst in die Hände Rußlands fallen. „Aber der dumme und stolze Günstling Katharinas begriff nicht den Wert des Mannes, der sich ihm anbot.“ Der Abenteurer verlor den Mut nicht; man verachtete ihn. Gut! er würde allein siegen und seinerseits von oben herab diejenigen behandeln, die ihn heute von sich stießen. Bald finden wir ihn in Polen, in der Krim und am Schwarzen Meere, überall die Stadtpläne aufnehmend. Dann kehrt er nach Konstantinopel zurück, um sich in Skutari bei Tabet-Habib, einem reichen persischen Kaufmann, niederzulassen. Diesem Freunde öffnete er sein Herz; Habib billigte seine Pläne und bot sich an, ihn mit seiner Person und seinem Gelde zu unterstützen. Er sprach auch von seinem Projekte zu den drei Europäern, Thévenot, Mutigliano und Goldenberg, die sich ihm mit Leib und Seele verschrieben und schworen, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen. Darauf ließ Voetti aus Europa für eine halbe Million Waffen und Munition nach Sinope expedieren. (Schluß folgt.)

Dankbare Gartenblumen.

Von Hermann Krafft.

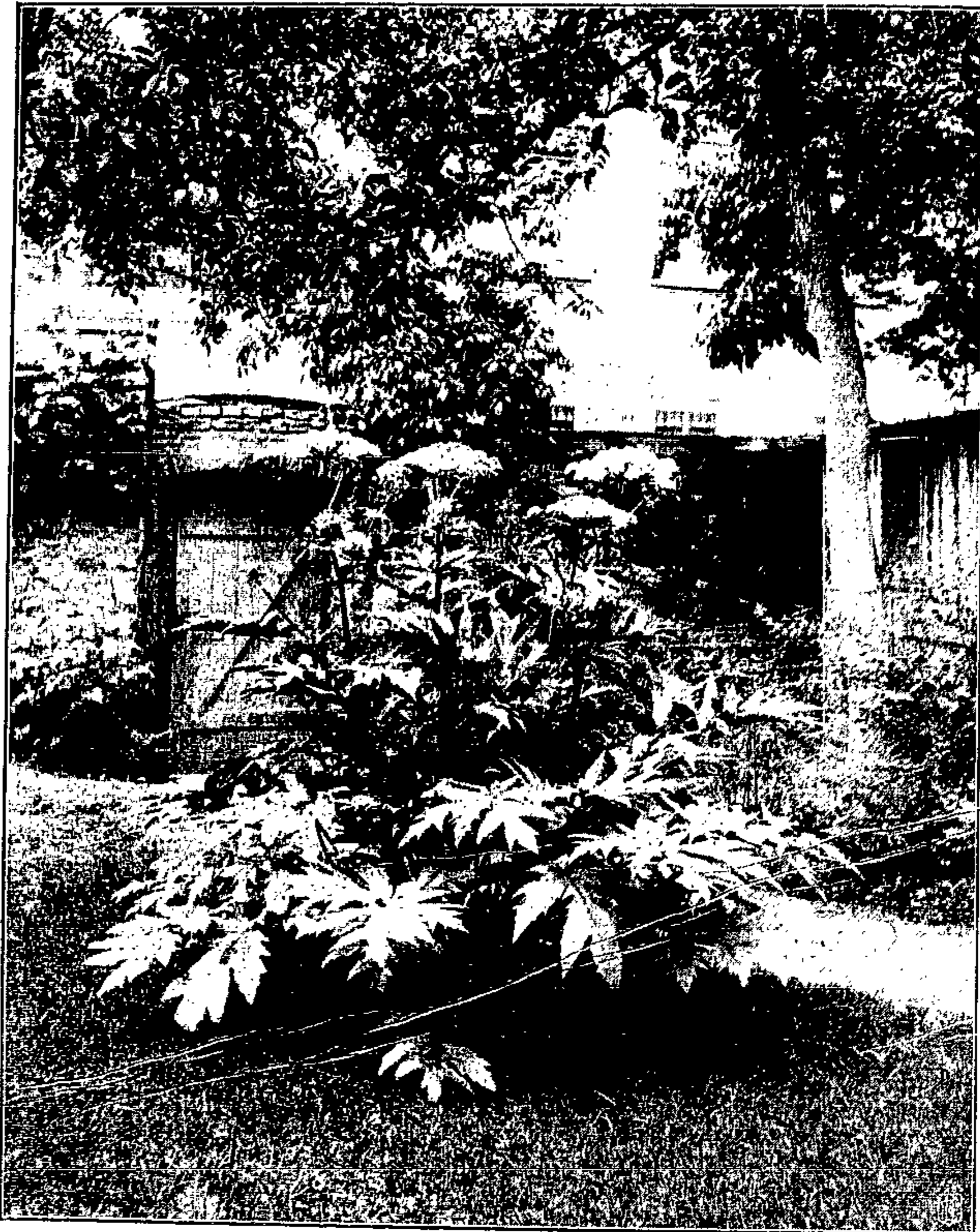
Wer einen Garten sein eigen nennt, der will, und sei das Fleckchen noch so klein, nicht nur für den Hansbalt einiges heranziehen, sondern auch das Auge soll seine Befriedigung finden. Was wäre auch ein Garten ohne Blumen! Und da kehrt denn alljährlich mit dem Frühjahr die Sorge wieder: Was für Blumen sollen angepflanzt werden? Viel kosten darf es nicht, denn der Gartenetat kann nicht mit großen Zahlen rechnen, aber recht hübsch soll es doch sein und lange Freude bringen. Sehen wir einmal, was sich da machen läßt. Am billigsten werden die Blumen, deren Samen an Ort und Stelle aufgefät werden und bei denen nach dem Auslaufen die schwächsten ausgemerzt werden, um Raum zu schaffen für die stärkeren. Aber diese Arbeit will verstanden sein, denn sonst passiert es zumeist, daß man nur das mit auflaufende Unkraut stehen läßt, weil dieses von vornherein schneller wächst als die Gartenblumen. Hinterher soll die Saat nichts getaucht haben! Jedenfalls ist der für die Sämereien verausgabte Nickel fortgeworfen, weil man die Sache am falschen Ende angegriffen hat. Wer also selbst aussäen will, der Sorge dafür, daß er die Sämlinge nach dem Auslaufen auch erkennt. Da sind eine ganze Anzahl von Gartenblumen, die durch Ausfaat an Ort und Stelle bei richtiger Behandlung eine billige und andauernde Freude bieten können. Einiges will im Frühjahr, anderes aber schon im Herbst aufgefät werden, und etliches kann man auch im Frühjahr und Sommer in Abständen von drei bis vier Wochen aussäen, um einen steten Blumenflor zu haben. Wer hierbei sorglich zu Werke geht, der kann alle Jahre etwas anderes anbauen und wird so stets neue Freude erleben. Was immer man auch auszusäen beabsichtigt, stets sollte der Boden vorher sorgfältig gegraben und vom Unkraut gereinigt werden. Das Unterbringen von irgendwelchem Stalldünger mit etwas Kalk wird hierbei gleichzeitig zu empfehlen sein, denn die Gärten der Leser, für die diese Zeilen bestimmt sind, werden nicht am Ueberfluß von Nährstoffen krank. Ob die Saat einzeln ausgelegt oder ausgestreut werden soll, oder ob Aussäen in Millen oder eine andere Art besser ist, das ist auf den Samentüten angegeben, wenn man den Samen aus einer guten und zuverlässigen Samenhandlung bezogen hat. Von Krämern, Drogenhandlungen, von herumziehenden Händlern, überhaupt von Leuten, die den Samenhandel nebenbei betreiben, kaufe man keine Samen, da man nie Gewähr hat, gute Saat zu bekommen. Und gute Saat ist Grundbedingung; man wende deshalb nötigenfalls ruhig ein paar Groschen Porto an. Ein Doppelbrief vermag für 20 Pf. Porto schon eine ganz ansehnliche Menge Blumenamen zu enthalten.

Wie die Sämlinge nach dem Auslaufen zu behandeln sind, das ist gleichfalls in der „Gebrauchsanweisung“ angegeben. Die Hauptsache ist die Beseitigung des Unkrautes, und so oft es angeht, Bodenlockerung und dann gelegentliche Düngung. Es ist ein zwar weit verbreiteter, aber doch falscher Glaube, daß die Sommerblumen der Düngung entbehren können.

Von den vielen einjährigen Gewächsen, die sich zur Ausfaat ins Freie eignen, sei hier eine kleine Auslese in alphabetischer Anordnung nach den botanischen Namen wiedergegeben, eine Auslese, die das beste und dankbarste umfaßt, was auf diesem Gebiete existiert. Zur Hauptsache soll nur auf die einzelnen Arten aufmerksam gemacht werden, deren Beschreibung

elegans sollte ein Versuch gewagt werden, der gewiß befriedigen wird. *Collinsia* ist eine jener Pflanzen, die auch mit weniger gutem Boden vorlieb nehmen. *Convolvulus tricolor* ist eine niedrige Kletterpflanze. Vom Mittelsporn, *Delphinium*, wird Ausfaat am besten schon im Herbst gemacht, da die Samen schwer keimen. *Gaura* und *Gilia* sind zwei ähnliche, prächtige Pflanzen, die beide nährhaften Boden und sonnigen Standort lieben. Der Hornmohn, *Glaucium*, verblüht leider gar zu schnell, ist aber eine hübsche Pflanze. *Godetia grandiflora* entzückt jeden durch ihre seidenartigen glänzenden Blumen. *Gypsophila*, das Schleierkraut, ist eine der bekannteren Sommerblumen. Dasselbe gilt von der Sonnenblume, *Helianthus*. Von der gewöhnlichen Sonnenblume sollte man die Endknospe ab schneiden, bevor sie sich entfaltet, dann treiben die Seitenäste aus, und das gibt viele, wenn auch kleinere Blumen. Die Schleifenblume, *Iberis*, ist für Einfassungen zu empfehlen. *Lathyrus odoratus*, die wohlriechende Wicke, ist als „Sweet Peas“ eine der beliebtesten Blumen in England und Nordamerika, bei uns wird sie immer noch wenig gewürdigt. Das Veintraut, *Linaria*, sät sich selbst aus und bringt bei günstiger Witterung noch im selben Jahre eine Generation zur Blüte. *Lupinus*, die Lupine, ist der anspruchslosesten Sommerblumen eine. *Nemophila*, die Hainblume, und *Nigella*, als „Jungfer im Grün“, sind bekannt. Die Sommerwurz, *Orobancha*, ist ein Schwarzkohler, der nur auf Wurzeln bestimmter Pflanzen, n. a. der Buschbohne, gedeiht. Man muß erst die Wirtspflanzen anbauen und später die Sommerwurz über deren Wurzeln aussäen. Der Mohn, *Papaver*, ist in verschiedenen Arten brauchbar. *Roseda* und *Tropaeolum*, die Krapuzinerkresse, sind bekannt. Viele Sommerblumen wollen schon im März warm aufgefät werden. Man muß also, wenn kein Mistbeet zur Verfügung steht, seine Zuflucht zur Ausfaat in Schalen nehmen, die dann im Zimmer behandelt werden. Nach einigen Versuchen wird das leicht gehen. Wo man sich die Arbeit der Anzucht nicht machen will, da kaufe man im Mai in einer zuverlässigen Gärtnerei zum Auspflanzen fertige Pflanzen, die meist für 1 bis 2 Pf. pro Stück abgegeben werden.

Von Pflanzen dieser Art seien die folgenden empfohlen: *Alonsoa* mit leuchtend roten Blumen. *Amaranthus*, der Fuchsschwanz. *Antirrhinum*, das Löwenmaul. *Aster chinensis*, die Sommeraster. *Celosia*, der Fahnenkamm. *Cheiranthus annuus*, die Lebküchlein. *Chrysanthemum carinatum* und *Chrysanthemum coronarium*, Wucherblumen. *Dianthus*, Sommerneffen. *Gaillardia*. *Impatiens*, die Balsamine. *Lobelia*. *Mimulus*, die Gauflerblume. *Nicotiana*, Tabak. *Petunia*. *Phlox Drummondii*, die Flammenblume. *Salvia*, der Salbei. *Scabiosa*. *Schizanthus*.



Das Herkuleskraut (*Heracleum*).

hier unterbleiben muß. Auch auf die mancherlei Unterarten kann nicht näher eingegangen werden, das würde zu weit führen; man lese darüber in Gartenbüchern oder in den Preis-katalogen guter Samenhandlungen nach. Vieles von dem nachfolgend Aufgezählten wird wenig bekannt sein, weil in den Arbeitergärten immer nur ein und dasselbe wiederkehrt. Hierin Wandel zu schaffen, sollen diese Zeilen beitragen.

Seit Urgroßvaters Zeiten wird im Hausgarten die Ringelblume, *Calendula officinalis*, ausgesät und sich dann selbst überlassen, sie kehrt getreulich jedes Jahr wieder, weil sie sich, wie auch manche anderen Sommerblumen, von selbst ausst. Wir wollen diesen prächtigen Blüher auch für die Folge nicht vergessen. Die Kornblumen, *Centaurea*, sind in verschiedenen Arten und vielen Formen verwendbar; am schönsten ist die wohlriechende *Centaurea odorata*. Mit *Clarcia pulchella* und *Clarcia*



Staudenmohn (Papaver).

der experimentiere nicht erst lange, sondern besorge sie lieber fertige Pflanzen, die je nach der Art im Frühjahr oder Herbst gepflanzt werden. Im allgemeinen pflanzt man Frühjahrsblüher im Herbst, während Herbstblüher im Frühjahr gesetzt werden; man hat dann die beste Hoffnung auf einen ergiebigen Flor gleich im ersten Jahre. Um die Anschaffung von Stauden zu verbilligen, verabredet man mit befreundeten Gartenbesitzern folgendes: Jeder kauft nur eine beschränkte Anzahl, aber immer andere Sorten. Nach einigen Jahren werden die Stauden alle so umfangreich geworden sein, daß sie herausgenommen und geteilt werden müssen. Hierbei kann dann ein Austausch stattfinden. Wenn also drei Freunde übereinkommen, je fünf verschiedene und andere Stauden anzuschaffen, so kann jeder, nachdem im dritten oder vierten Jahre der Austausch stattgefunden hat, 15 verschiedene Stauden besitzen. Bei nur einigermaßen gutem Gedeihen lassen sich die meisten Stauden in dieser Zeit mühelos in drei ansehnliche Exemplare zertheilen. Manche geben sogar noch mehr Stücke.



Wucherblume (Pyrethrum).

die Schilgblume. Tagetes, die Saunblume. Verbena, das Eisenkraut. Viola tricolor, das Stiefmütterchen. Zinnia. — Als schnellwachsende Blattpflanzen wären zu nennen: Ricinus, der Wunderbaum, und Zea, der Mais. Auch von den Nachtschatten, Solanum, ist mancher verwendbar; da gibt es niedrigere und höhere Pflanzen, von denen sich viele durch hübsche Färbung und eigenartige Form der Blätter auszeichnen. Mit der Anzucht der mehrjährigen und der ausdauernden (Stauden-) Gewächse sollte sich nur der erfahrene Gartenliebhaber befassen. Wer in solchen Dingen keine Übung besitzt und wenig Reizung spürt, Lehrgeld zu zahlen.



Grasnelke (Armeria).

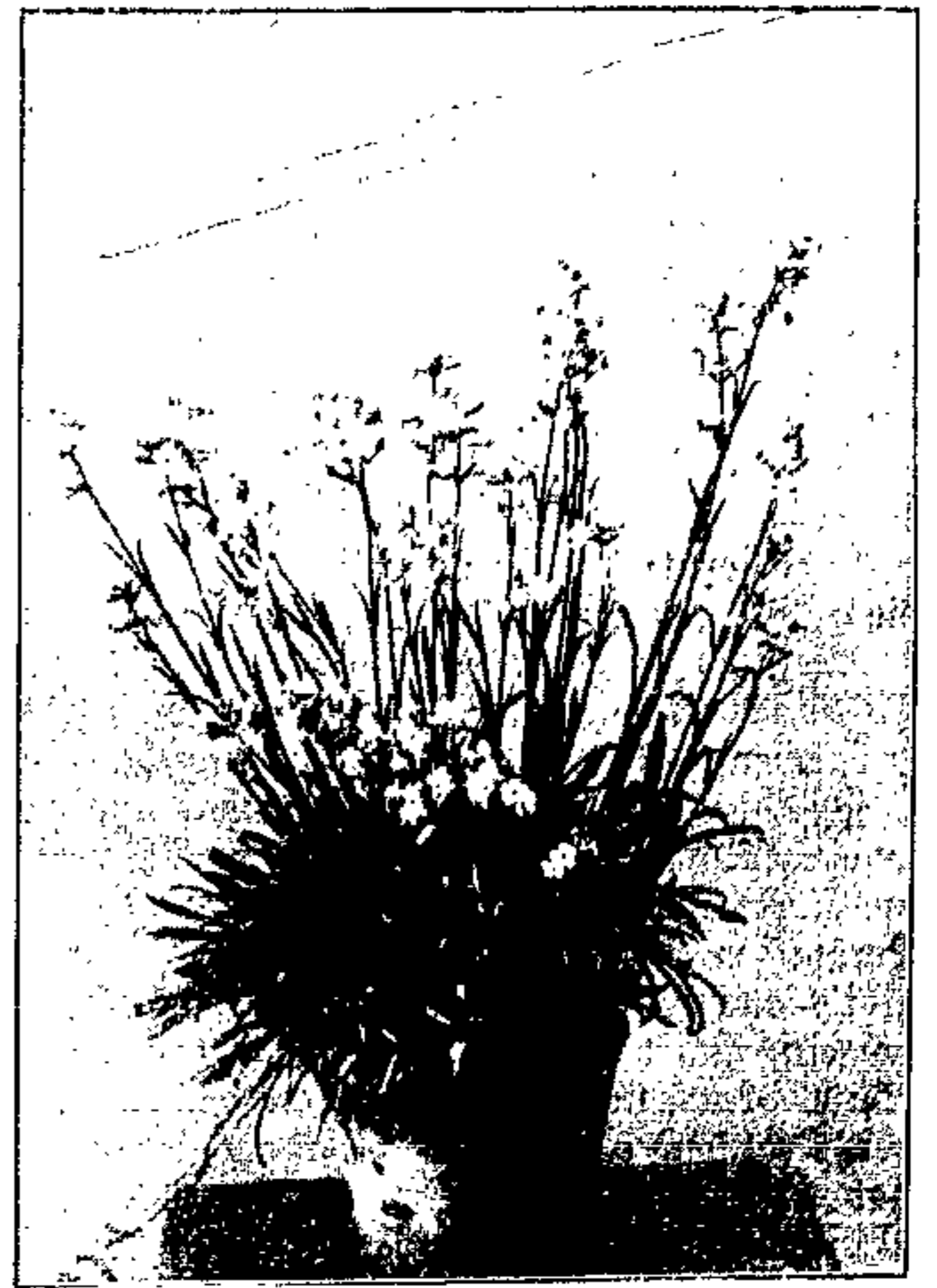
Fingerhut. Doronicum, Genswurz. Kelnacea. Kremurus, der Allenschweif, ist etwas teuer, aber auch dafür ganz prächtig. Erigeron, Veruskraut. Eryngium, Edeldistel. Funkia. Gaillardia. Helenium. Helianthus, Sonnenblume. Helleborus, Christwurz, blüht schon im Winter. Heperis, die Nachtviole. Heuchera. Iberis, Schleifenblume. Inula, der Mant. Iris, Schwertlilie, in vielen Arten. Lychnis, die Lichtnelke. Myosotis, Vergißmeinnicht. Oenothera, Nachtkerze. Paeonia, Pfingst- oder Bauernrose. Papaver, Mohn. Pentstemon, Bartfaden. Phlox, Staudenflammen-Blume. Primula, Primel und Aurikel. Pyrethrum,



Lichtnelke (Lychnis).

Die Stauden bleiben jahrelang an ihrem Blase stehen, der Boden muß fleißig gelockert und gedüngt werden, wenn sich die Pflanzen üppig entwickeln sollen.

Von dem großen Heer der hierher zählenden Gewächse sei auch nur vom Besten einiges angeführt, wiederum in alphabetischer Reihe nach dem botanischen Gattungsnamen. Achillea, eine Verwandte unserer einheimischen Schafgarbe. Althaea rosea, die Stockrose oder Malve. Anemone, als Frühjahrs- und als Herbstblüher. Aquilegia, die Akelei. Arabis, Gänskraut, für Steinpartien besonders hübsch. Armeria, die Grasnelke, für Einfassungen. Aster, als Frühlings- und als Herbst-aster. Astilbe. Bocconia japonica, wird sehr groß; sowohl die Blätter als auch Blüten- und Fruchtstand wirken zierend. Campanula, die Glockenblume in vielen Arten. Cerastium, das Hornkraut, für Steinpartien. Cheiranthus, der Goldlack. Chrysanthemum, Wucherblume. Convallaria, Maiblume. Coreopsis, die Wanzenblume. Delphinium, Rittersporn. Dianthus, Nelke, in verschiedenen Sorten. Dicytra, das tränende Herz. Digitalis,



Klebnelke (Viscaria).

Wucherblume, Rudbeckia, Scabiosa, Soldado, Goldrute, Spiraea, Spierstrauch, Tritoma, Trollius, einer der zeitigsten Frühjahrsblüher, Verbascum, Königsferze, Viola, das Veilchen; vor allen das Hornveilchen, Viola cornuta, Viscaria, die Mehnisse.

Auch der schönsten Zwiebelgewächse soll hier kurz gedacht werden. Die sogenannten Saarlener oder Holländer Zwiebeln, als Hyazinthen, Tulpen und dergleichen, sind bekannt als solche, die nach dem Verblühen aus der Erde herausgenommen werden, damit ihr Platz von anderen Blumen eingenommen wird. Wo sie nicht im Wege sind, kann man sie im Boden lassen; viele, wie Schneeglöckchen, Narzissen, Krokus und andere entwickeln sich dann auch viel besser. Die Kaiserkrone und die Schachbrettlulpe bleiben

ebenso wie die Lilien in der Erde sitzen. Dagegen müssen die Gladiolen und Montbretien nach den ersten Herbstfrösten herausgenommen und trocken und frostfrei überwintert werden.

Von Knollengewächsen gibt es gleichfalls viele hübsche Blüher, die jedoch auch frostfrei überwintert werden müssen, so die Begonien oder Schiefblattgewächse, das Blumenrohr oder Cannu, die Georgine oder Dahlie und andere mehr. Dann sind da weiter Gewächse, wie Fuchsien, Geranien, Heliotrop usw., die über Sommer dem Garten zur Zierde gereichen, im Winter aber in den Keller oder an einen ähnlichen Ort kommen müssen.

Wer ein Freund dekorativer Blattpflanzen ist, für den ist auch mancherlei gewachsen. Genannt sei nur ein wenig: das Bambusrohr,

das Wandgras, Eulalia, Farnkräuter, Gunner und das stattliche Gerfuleskraut, Heracleum, das zur Blütezeit eine wunderbare Pflanze ist, die vortrefflich in der Umgebung von alten Gemäuer wirkt.

Was hier aufgezählt wurde, ist nur ein Teil von dem, was sich für den Garten eignet. Es sind mit ganz geringen Ausnahmen alles wohlfeile Sachen, deren Beschaffung keine allzu großen Unkosten verursacht. Die Reichhaltigkeit der Aufzählung tut aber dar, welche mannigfaltig wechselreiche Bilder der Garten bieten kann, wenn bei seiner Bepflanzung alljährlich planmäßig vorgegangen wird; fort darum mit dem stets wiederkehrenden Einerlei und jedes Jahr dem Garten ein ander Gesicht aufgesetzt!

Heimweh.

Eine Dienstmädchengeschichte von Ille Frapan.

(Fortsetzung.)

Bärbele hat sogar die Wasch wegen der Krankheit des Fräuleins aufstecken müssen, und das ist ihr fast Leid, denn sie wäscht so arg gern. Da kann man sich so recht austoben dabei, im heißen und kalten Wasser, da kann man lärmern und platschen und klopfen und herumfahren und stört doch niemand. Und die Waschküche liegt gar hell und freundlich gegen den Garten, und der Mehger und der Postbote und die Nachbarmädchen kennen den Ort wohl, und das Bärbele weiß immer etwas zum Schwatzen. Kurzum, in der Waschküche ist's fein, aber langweilig und dumpf ist's hier oben im Krankenzimmer und das Bärbele sollte halt den ganzen Tag nicht vom Bett weggeh'n, das Fräulein hat jeden Augenblick einen anderen Wunsch. Bärbele rückt auf dem Stuhl hin und her, und plötzlich lachte sie laut auf. Die Kranke fährt zusammen. „Was lachst du auch?“ „Nein, nein!“ wehrt Bärbele. Aber das Fräulein ist so neugierig, und Bärbele ist froh, daß sie schwatzen kann. „Wie-n-i noch so e Kind gwe ben, no ischt die Großmutter krank worde und im Bett g'lege, und ich mit meiner Schwester, mer hänt je solle hüete. 's ischt in der Heuet gwe, und mei Vatter und Mutter sind d' ganze Tag weg gange. No ischt mers so langweilig worde, i kann's gar net sage, und do ischt so e Wäldle beim Haus gwe, und i han g'wisht, do sind Erdbeere. No, wie die alt' Frau g'schlofe hat, hänt mers' im Bett a'bunde, ich und die Schwester, und send zum Fenster usse und in Wald g'loffe, und hänt Erdbeere g'schmauset! I han's natürlisch angebe, die Schwester ischt ja noch gar klein gwe.“ „Du bist's Muschter gwe!“ lächelt die Kranke, „aber dem Herrn Andreotti sei Rauchgeschirr sollt puht sein, daß er net denkt, er kriegt emol e schlampige Frau.“ Fröhlich holt Bärbele das Rauchgeschirr herein und puht aus Leibesträften. „No, Du! pfeiffst scho wieder?“ murrte Weinerlich das Fräulein. „Erküß! erküß!“ Alle Augenblick ertappt sich Bärbele darauf, daß sie wieder den Mund spitzt. Aber es lernt sich alles, wenn's sein muß, auch die Krankenpflege. Und allmählich, wie das Fräulein so daliegen muß mit Schmerzen und Fieber, überkommt auch Bärbele oft ein großes Erbarmen. Die Schwestern lassen sie ganz im Stich, tauchen im Krankenzimmer auf und verschwinden wie die Sternschnuppen; Mina hat die Küche übernommen, Linda geht nur ihrem Vergnügen nach. Kommt sie dann heim, so gib't's allemal Bank, und die Wadtsche mischen sich ein, sind bald auf Minas, bald auf Lindas Seite. Auch der Vater kommt selten ans Bett der Kranken, aber er sieht besorgt drein und hat Bärbele schon zweimal vergebens einen „Feißliber“*) in die Hand zu drücken versucht.

„Dadazu ben i ja do, daß i mei Sach tul I a'seh's ja wohl, daß Se mi nötig hänt.“ Aber eines Tages kommt der Arzt und fragt sie geradezu vor der Thür, ob sie auch bei der Kranken wachen könnte. „Wenn's sein muß, Herr Doktor, no kann i scho.“ „Da ist eine Arznei, die sie stündlich einnehmen muß, können Sie die Verantwortung übernehmen?“ Bärbele nickt treuherzig: „Wo fehlt's ihr denn eigentlich, Herr Doktor?“ „Ja 's fehlt halt e chli überall!“ Und damit geht er. Der Vater möchte eine Pflegerin anstellen, aber Bärbele ist fast gekränkt. „Fräulein Susette könnt' sich ja zu Tod verschrecken. Mei, do bin i, und do bleib i.“

Es waren doch trübe Tage und angstvolle Nächte, die folgten. Eine ältere Tante war noch angekommen, um überall nachzuhelfen; so konnte Bärbele über Tag doch stundenweise schlafen. Aber des Nachts quälte sie oft eine Art Gespensterfurcht am Bette der geisterbläb daliegenden Kranken. Einmal plötzlich, als Susette sich im Fiebertraum mit den beiden heißen Händen so angstvoll an Bärbele angeklammert, war ihr eine fürchterliche Erinnerung aufgewacht: Meneli, das ertrinkende, mit dem Tode ringende Meneli. Hoch bis zum Hals hinauf hatte ihr das Herz geklopft, und nur mit harter Mühe hatte sie den Schrei unterdrückt. Und wirr und ratlos hatte sie um sich geblickt in dem matt erhellten Zimmer, die Wände so fern und so dunkel, tiefe stumme Mitternacht rundum, und vor ihr das weiße zermühlte Bett wie ein Wasser, das Wellen schlägt, und die wildaufgerissenen entsetzten Augen in dem weißen Gesicht, die sie nicht sehen, nicht sie, sondern etwas Anderes, Drohendes, Eiskaltes, das aus der unbekannten Ferne lautlos und unabweislich heranzieht. Bärbele schließt die Augen, die Besinnung verläßt sie beinah. Wie, wenn dort im Eck jekt der Tod steht, der graufige Knochenmann, und sie muß ihn erblicken, sobald sie sich umdreht! Ja, Meneli hat ihn auch gesehen, bevor sie hinunter ist auf immer, das sind Menelis schreckliche Augen, das sind Menelis Finger an ihrem Arm! Und heute wird sie nicht allein gehen, die da wird sie mitreißen, die, nach der der Knochenmann seine dürre Hand schon ausstreckt! Die Stube schwimmt plötzlich im Nebel, große Wellen gehen auf und nieder, das Herz schlägt nicht mehr, alles wird weiß rundum, und sie gleitet, gleitet, gleitet — tief — tief, bis zum Grunde des Sees. Das geht wie ein Schlag durch den ganzen Körper, den sie wieder fühlt. Sie schlägt die Augen auf, besinnt sich allmählich. Ihr Kopf ist ganz vornüber gefallen, liegt neben Susettens auf dem Kissen, ihre Knie berühren den Boden, die Nachtlampe qualmt im Erlöschen, und ein leises, scheues Vogelzwitschern

tönt hinter den Fenstern. Ruhig liegt die Kranke, die starren Hände gelöst, die Augen geschlossen. Bärbele taumelt, da sie aufzustehen versucht; es drängt sie zum Fenster, ob's noch nicht bald Morgen wird? Ja, es wird hell, graue Dämmerung liegt über dem Garten, es regnet leise, und wie nun Bärbele, fast verdurstend, leicht das Fenster aufstößt, dringt ein warmer, feuchter Erdgeruch und lantere Vogelstimmen ihr entgegen. Es ist wie ein Hauch vom Dorf, von ihrem Heimatdorf, an das sie so lange, lange nicht gedacht hat. In solcher Zeit haben sie sich Weidenpfeifen geschnitten und die Vögel nachzuahmen versucht. Und plötzlich fällt's ihr ein — ist nicht in diesen Tagen der Mutter Geburtstag? Sie hat die Zeit vergessen hier im Krankenzimmer, weiß nicht mehr, schreibt man noch Februar oder ist's schon März? Ach, hat's ihr nicht von der Mutter geträumt heut nacht? Aber das war von dem Schrecken, der ihr noch in allen Gliedern nachzittert. Ja, die Mutter hat geklagt, deutlich hat sie die Stimme gehört: „So viele Kinder hab' ich, und es denkt auch nicht eins mehr an mich.“

Bärbele wird das Herz groß, ihre Augen feuchten sich; — der Nebel wandert von Strauch zu Strauch, die Knospen schimmern grün, und aus dem Vogelkonzert sondert sich rein und stark und klingend eine einzelne Stimme ab, wie wenn sie lockte und rief. Nein, es ist wahr, sie hat nicht heim gedacht, seit lange nicht. Wie im Schlaf ist sie gelegen, seit sie hier im Haus ist, immer „im Durmel“, hat nimmer recht nachdenken mögen.

„Und die Fräulein hänt au' net g'schriebe von Italien, lei' Wörtle.“ Die Kranke stöhnt im Schläfe, wirft sich hin und her. Scheu sieht sich Bärbele um, aber so geht das ja nun schon Woche um Woche, dies Stöhnen und Herumwerfen. Bald ist's besser, bald schlimmer, bald hängt sie an Bärbele wie eine Schwester, bald stößt sie ihr die Hand fort und schilt sie; man kann halt nichts machen, das ist die Krankheit. Aber draußen singt die Amsel, und es wird bald Frühling. Bärbele fährt's durch den Kopf: könnt ich heim. Ihr Dorf wiedersehen, die alte Kirche mit dem geklickten Dach — „wie 'n geschorner Esel“. Die Mutter, die so geklagt hat heute nacht, die Schwester, die immer nuckt und doch den Schelm im Nacken hat, die zwei Brüder, die nichts lernen dürfen. „I wot's em scho' sage, dem Vatter!“

Die Kranke stöhnt im Schlaf, Bärbele betrachtet sie kopfschüttelnd; wie sie erwacht ist, damals aus dem Typhus, da sind Vater und Mutter an ihrem Bett gesessen, der Vater hat im guten Quellwasser die Genesung für sie dahergestellt, viele Stunden weit. „Das vergaß i em net, dem Vatter! Aber die hier sind gar kalt mitenand.“ Die Kranke ist so unruhig.

*) Fünffrankenstück.

„Fräulein Susette, sind Sie erwacht?“ Sie hat sich im Bett aufrecht gesetzt: „Wärbele,“ wimmert sie angstvoll, „glaubst, daß ich sterben muß?“ Wärbele stützt sie mit dem kräftigen, arbeitsgewohnten Arm: „Oh, Fräulein, be- müß dich, was denkst Sie auch! Was sollte nach- her der Herr Andreotti a'fange?“ Sie streichelt die magere Schulter, die sich an ihre volle runde drückt. Susette seufzt: „Woh, Wärbele, er hat mi arg gern alshweg?“ „Alshweg! alshweg!“ be- leuert das Mädchen.

„Ja, Wärbele, wenn ich sterbe, so stirbt er auch, er hat's g'sagt.“ Und die schmalen Lippen der Kranken glätten sich zu einem zufriedenen Lächeln. Laut und klingend tönt der Vogel- gesang.

„Wärbele, ist das die Spiegelmeise, wo da singt?“

„Ei, Fräulein Susette, 's ischt ja die Amsel so schön!“

Aber von Susettes Gesicht ist das Lächeln verschwunden, ihr Mund verzerrt sich: „Ach nein! ach nein!“

Die abwehrend ausgestreckte Hand sinkt kraftlos nieder. Wärbele beugt sich besorgt über die ängstlich Atmende. „Die Amsel, Fräulein, höre Sie nur, wie schön!“

„Wärbele,“ seufzt es fast unhörbar, „mir ist so angst!“

Es wird dem Wärbele, als ob ein hilfloses Kind da läge, sie drückt des Fräuleins Hand: „Sa, warum denn! Es wird dann Frühling! Die Amsel singt.“

„Wärbele, loß' an, i muetz Dir eppes sägel! I han eppes uf'm G'wisse — die Amsel, Wär- bele!“ Es klingt so wimmernd schauerlich, dem Mädchen läuft's kalt über die Haut. Ist das wieder das böse Fieber? „Wärbele, i bin oft schlecht g'si, und es reuet mi so arg, es reuet mi so!“

Die Tränen rinnen der Kranken übers Gesicht. Wärbele möchte mitweinen, sie hält Susettes Hand und streichelt sie. „Oh, Sie send g'wiß net schlecht g'we.“

„Sa, ja, i bin's! Ach, Wärbele, könnt' i Dir's säge, no würd's mir leichter, aber 's ischt gar schlimm.“

„Aber Se händ's g'wiß net böj' g'meint, Fräulein.“

„Wohl, wohl, böj' g'meint! Wenn i's nur von mir tun könnte!“ Und abgedrohen beginnt sie: „Bei der Götte, wo ich nach der Schul' hin- kommen bin — alles Gut's hat i' mir 'tan, alles Gut's. Aber ich hab' fort wollen — heim. Nachher ischt sie krank worden, schwer krank, so wie jetzt ich! Ihre Schwester ist zur Pflege kom- men, aber ich hab' auch bei ihr sitzen müssen, lange Stunden. Vorm Fenster steht eine Linde, und alle Tag, zur selben Zeit ist eine Amsel kommen und hat g'sungen. Und die Götte hat g'sait, 's sei ihr so lieb, auf die Amsel zu hor- chen, wenn sie net schlafen kann. No emal, wo sie g'schlafen hat und die Amsel hat wieder g'sungen, hab' ich 'n Stein g'nommen und nach der Amsel zielt. Ob ich sie getroffen hab' — ich weiß nicht, sie ist nimmer wieder kommen, und die Götte hat dann g'sagt: „Warum g'hör ich auch die Amsel nimmer singen? Jetzt ist meine letzte Freund' fortg'flogen.“ Und dann, bald darnach, ischt sie g'storben.“

Wärbele schaudert ein wenig, dann versucht sie zu lächeln: „Ach nein, ach nein! Es hat Ihre traunt, Fräulein Susette.“

„G'wiß mit, 's ischt wahr! Glaub' mir's doch, Wärbele, wenn ich Dir's sag.“ Sie deckte die Hand über die Augen und schluchzte: „Warum sitzest noch hier bei mir? Weht fort, alle mitenander! Ich seh' ja, wie's Dir ver- leidet ist, da bei mir z'bleibe. Und sie hat mir 's ganze Vermöge vernacht!“ Sie schlug mit der matten Hand nach Wärbele und drehte das Ge- sicht gegen die Wand: „Die Amsel! Ich mag's

nicht hören, ich will's nicht hören! Schlag's Fenster zu!“

Wärbele gehorchte zögernd, der Boden brannte ihr unter den Füßen, es ward ihr so schwer, sich zu bezwingen, wie nie zuvor. End- lich begann sie in lieblosem Tone: „Fräu- lein Susette! Höret Se doch! Die alte Frau wär' auch so g'schorbe! 's ischt ja nur in der Dummheit g'schebe, gelte Sie? Und bräzis so“ — sie atmete hoch auf — „bräzis so isch es mir gange! I weiß scho, was die Lent' g'schwächt hänt! I bin so vor G'richt komme, dronte im Selnan!“ Ihre Waden wurden dunkelrot: „Aber i ben net schuld, daß 's Meneli ertrunke ischt! I bin ja mit im See g'lege, so guet wie sie. I ben net schuld!“ wiederholte sie hastig wie gegen eine laute Anklage, „'s ischt verlogel! I sag's jedermann.“

Sie spricht und spricht, und endlich werden sie beide ruhiger. Sogar das Fenster darf wieder geöffnet werden, und nun fällt schon ein schmaler Sonnenstreif herein. Die Nebel flattern nur noch an den Bergen wie zerrissene Schleier.

„Jetzt müesst Sie dann bald g'sund werde, Fräulein! Ganz grün isch es über Nacht worde, und do lauft scho einer mit eme Schtrobhut!“

Am anderen Tage bekam Wärbele einen Brief von daheim. So glücklich hatte sie noch keinen in die Hand genommen. „I han doch noch Eltere, i han doch noch e guete Muetter!“ jubelte sie beim Aufmachen, „ie denkst noch an mi daheim.“

Die Mutter schrieb: „Liebes Wärbele! Wir haben in der letzten Zeit unverhoffte Ausgaben gehabt, weil uns der Wind im Februar das Dach beschädigt hat und die fleckete Gais un- geklonden ist. Dein Bruder Karl will nach Amerika, er ist so arg plaget mit Reiselust, es gefällt ihm nimmer im Schwabenland. Gott sei Lob und Dank, daß Du so ein gutes Leben hast in der Schweiz, Du hast das beste Leben von uns allen. Schicke uns so bald wie möglich fünfzig Mark für Deinen Bruder Karl, liebes Wärbele. Deine Schwester Niekete wird so bald wie möglich zu Dir kommen, sie möchte auch so gut leben wie Du. Du wirst ihr schon eine recht gute Stelle besorgen, und vergiß nicht die fünf- zig Mark baldmöglichst. Der Vater sagt, es will niemand mehr arbeiten, Du weißt es ja schon, wie er ist. Womit Dich herzlich grüßt Deine Mutter und die Schwester.“

Nachschrift: Dein Bruder Gottlieb ist sehr traurig, er will auch auswandern, hat aber kein Geld nicht. Die fünfzig Mark werden gleich dem Notar übergeben, die Schleiferwiese hat Dein Vater verkauft.“

Wärbele holte das Geld von der Sparkasse und sandte es ab, sobald sie einen freien Augen- blick fand. Einen Antwortbrief schrieb sie nicht, da die Mutter um keinen gebeten hatte. Sie ging ein paar Tage mit roten Augen umher; dann begann sie, zaghaft zuerst, darauf lebhafter und immer eifriger sich nach der Schwester zu sehnen, die kommen sollte. Sa, ja, sie wird schon eine Stelle für sie finden, und dann kann man von daheim reden, und Niekete wird alles er- zählen. Und man wird nicht mehr allein aus- gehen müssen am Sonntag oder mit Fremden, die einem langweilig sind. Das Niekete wird kommen! Grüß Di, Niekete, Schwesterle, jetzt haben wir beide einen Anhalt in der fremden, großen, gleichgültigen Welt! „Wann kommst du denn endlich? Trödelst auch gar zu lang! Merkst es denn nicht, daß ich's Heimweh hab'?“

Niekete kam nicht, und Wärbele war böj. „Ach, daheim send sie auch ausschorbe, sie schreibet als mir, wenn sie Geld bruchet!“ Bitter und traurig ist's ihr zu Sinn, das Heimweh ist vergangen: „I han ja 's beschte Lebe, nach mir fraget sie net! Wohl, so frag' i ihne auch

nimme nach, i konni' scho allein durch d' Welt. I möcht' emal wieder lustig sein, möcht' wisse, daß i e jung's Mädle bin und sei so alt Wet- moppel, wo de ganze Tag in der Schtib' hocket. Dem Fräulein Susette gebt's ja scho besser, der Doktor hat's g'lagt, und wenn doch die Fräulein Linda und die Fräulein Mina bereits sei Minut' bei ihrer leiblichen Schwester aus- hallet, warum muetz i denn allweil Tag für Tag da herbocke? I möcht' emal auf d'Nelli berg, bei der Nacht, und am Morge d'Comu an- gehe sehe, und i gang auch, d'Fräulein Susette wird sich wohl könne behelfe de ein' Nachmittag.“

Die Dide war Wärbele begegnet, als sie einen Brief in den Kasten getragen. Die hatte ihr den Kopf so warm gemacht. Sa, im Mondenschein auf dem Nelli, das ist ein Ver- gnügen! Natürlich müssen auch Herren dabei sein, sonst könnt's unheimlich werden, denn im Wald ist's selbst beim Mondschein dunkel, und man könnt' auch jemand begegnen, der einem nicht lieb wäre. Und dann klettert man halt, geht nicht den breiten Weg, und den Herren macht's den schönsten Spaß, die Mädchen an den Händen über die steilen Stellen zu ziehen. Da wird gelacht und gejauchzt, daß man 's weit hinab hört. Die Dide hatte das so handgreif- lich lebendig geschildert, daß Wärbele auf einmal an nichts anderes mehr dachte. Gewisse frühe Dorferinnerungen waren aufgewacht, spät- abendliche Fahrten in kleinen Vergschlitten die steilsten Halden hinab, Burschen und Mädchen übereinander gepackt, je mehr je lieber, „daß mer auch warm hat,“ und dann das Geschrei „Obacht“ und „Los!“ und hinunter saust man, daß der Schnee ringsum fliegt, und drunten, am Ziel, purzelt alles heraus, im dichten Knäuel unter Gejauchz und Gelächter und „an — an,“ denn es hält manchmal schwer, seine Arme und Beine wiederzufinden. Einmal dann, plötzlich, ist ein großmächtiges Verbot 'kommen, der Pfarrer hat's ausgeheckt, und dann ist es im Kirchenkonvent beschlossen worden: „Die nächtlichen Schlittenbesüßigungen sind nicht mehr erlaubt, wer zuwider handelt, der kommt in Strafe.“ Nun ist dann erst recht das Ver- gnügen groß worden. Wer bis jetzt noch nicht teilgenommen, der hat nun auch dabei sein wollen, bei der Heß! Dem Pfarrer, dem Bürgermeister, dem Gemeindepfleger haben die Burschen nachts die Schlitten entführt, und nur die Vorsicht ist gebraucht worden, daß niemand hat reden dürfen. Lachen und Jauchzen ist er- laubt gewesen, „aber mit verstellter Schtim!“ Die Bursche haben sich in die Tücher ihrer Mädchen verummmt, und die Mädle haben sich die Zippfellappen aufs Ohr gedrückt. Der Kirchenkonvent ist schier außer sich kommen; man hört alle Nacht den Lärm, aber abfassen kann man niemand. Zulezt ist der Bürgermeister selbst hinausgegangen in der dunklen Mitternacht, hat sich auf die Straße unterhalb des Dorfs gestellt und den Schuldigen aufslauern wollen. Mit weit gespreizten Beinen stand er da. Sssss! kommt da ein kleiner Verg- schlitten ihm im Rücken angefaust, fährt ihn über zwischen die Beine hinein und wirft ihn über den Haufen. Wie die Gespenster, lautlos huschend, sind die Uebeltäter verschwunden, haben dann an alle Haustüren gerapplet und gerufen: „Dem Bürgermeistere isch es net guet gange! helfst em an.“

Wie ein Feuerlärm, so ist's g'gangen. Wär- bele ist dabei gewesen, nur das eine Mal, sie gehörte ja noch nicht zu den Erwachsenen. Aber über den Bürgermeister und sein gebrochenes Bein hat alles gelacht: „was muetz er geh'n und den Aufpasser machen, jetzt hat er's dann!“ Sa, das waren lustige Zeiten, ob der Vater gleich schimpft und die Mutter predigt! Lachen muß man, wenn man daran denkt, denn es ist fast nicht zu glauben. (Fortsetzung folgt.)

frühlingsahnung.

War das nicht schon ein Lerchenton,
Der aus den Lüften quoll?
Grau überwölbt ein Wolkendom
Mich schwer und regenvoll.
Schwarz rinnt es an den Bäumen
Und tropft in Laub und Sand —
Ich gehe wohl in Träumen
Durch dieses dunkle Land.

Ich wandre wohl die Kreuz und Quer,
Abseits von Pfad und Steg.
Blinkt mir da nicht ein Leuchten her
Auf meinen grauen Weg?
Trieb Blüten schon das Wetter?
Du Tor! Warum nicht gar!
Dort sterben erst die Blätter
Aus dem vergangenen Jahr.

Doch oben, mir zu Häupten,
Wallt's nicht in stolzem Strauß?
Dort breiten sich zur Krone
Die grünen Aeste aus.
Von Knospen überladen
Die alte Rinde prangt;
Sie ist von frühlings Gnaden
Zu ihrem Schmuck gelangt.

Hat mich die Blindheit denn gepackt?
Wie langsam schafft Natur!
Die Bäume stehen kahl und nackt
Und ich, ich träume nur.
Ich spüre weiche Lüfte
In feld und Wald und Hain?
Und atme süße Däfte
Schon vor dem Blühen ein?

Hier muß der Kluge lachen:
Herrgott, wie ist das dumm!
Der stößt in seiner Ungeduld
Noch den Kalender um . . .
Was soll ich mit euch streiten?
Ist noch der Lenz nicht hier,
So will er sich bereiten
Und singt und blüht in mir.

Ernst Preczang.